

Junge Gründerwissenschaft

Lehrstühle Die Zahl der Hochschulen, die sich aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht mit dem Thema Start-ups beschäftigen, wächst stetig.

Es ist noch ein ziemlich junges Gebiet der Wirtschaftswissenschaften. Die ersten Lehrstühle zum Thema Unternehmensgründung und Entrepreneurship wurden hierzulande Ende der neunziger Jahre etabliert. Inzwischen ist die deutsche Landschaft ziemlich dicht mit Lehrstühlen gespickt, die sich in Forschung und Lehre – und manchmal auch als Geburtshelfer – mit dem Thema Unternehmensgründung beschäftigen. Der Förderkreis Gründungsforschung (FGF) listet insgesamt 72 Hochschulen in Deutschland mit entsprechenden Professoren- und Dozentenstellen auf.

In Baden-Württemberg stehen acht Hochschulen auf der Liste. Es sind die staatlichen Universitäten Mannheim, Karlsruhe und Stuttgart-Hohenheim, die private Zepelin Universität in Friedrichshafen, die Fachhochschulen in Aalen und Nürtingen sowie die Hochschulen für Technik in Stuttgart. Die Stuttgarter Hochschule der Medien hat sogar zwei Professorenstellen für das Thema. Damit stellt die Region Stuttgart nahezu die Hälfte der Lehrstühle in diesem Bereich.

An den naturwissenschaftlich-technisch ausgerichteten Fakultäten steht hingegen eher die direkte

Förderung von oft aus Forschungsprojekten hervorgegangenen, in der Regel technologisch ausgerichteten Unternehmensgründungen im Mittelpunkt und nicht die volks- und betriebswirtschaftliche Analyse.

Die Frage, ob es zur Etablierung einer besseren Gründerkultur in Deutschland entsprechende akademisch ausgerichtete Institutionen braucht, ist durchaus umstritten. An den wirtschaftswissenschaftlich ausgerichteten Lehrstühlen wird die Frage, inwieweit sie tatsächlich ganz konkrete Unternehmensgründungen fördern und begleiten sollen, unterschiedlich beantwortet.

Die Verteidiger der akademischen Ausrichtung verweisen darauf, dass auch wissenschaftliche Fragestellungen praktische Erkenntnisse liefern können, die etwa für politische Entscheidungen relevant sind. So seien bisher grundlegende Fakten zur inzwischen vielfältig ausgestalteten Start-up-Förderung in Deutschland nicht gründlich untersucht worden. Es gibt bisher beispielsweise keine wissenschaftlich gesicherten Erkenntnisse darüber, welche Förderinstrumente langfristig am meisten dazu beitragen, dass aus Start-ups lebensfähige Unternehmen werden. oge

Erfolg selbstständig
Motivation Business
Existenzgründer
Ideen Ziele Lösungen
Kreativität Business-Plan

„Unsere Kultur kann nicht mit Gewinnern umgehen“

Hochschulen Der Hohenheimer Wirtschaftsprofessor Andreas Kuckertz warnt vor zu viel Provinzialismus in der deutschen Start-up-Förderung – und wünscht sich bei den Gründern mehr Ehrgeiz.

Der Start-up-Experte Andreas Kuckertz leitet seit 2012 den Lehrstuhl für Unternehmensgründungen und Unternehmertum an der Universität Stuttgart-Hohenheim. Er wirbt für die Rolle der Universitäten beim Aufbau der Gründerkultur in Deutschland: Sie seien zwar keine Start-up-Fabriken, aber als Impulsgeber für künftige Gründer unter den Studenten unverzichtbar.

Herr Kuckertz, Gründergeist studieren – wie soll das gehen? Man hat ihn, oder man hat ihn nicht. Grundsätzlich ist das richtig. Es gibt schon so eine Art Gründergen. Das kann ich niemandem einpflanzen. Aber wenn man es hat, gibt es eine ganze Menge Instrumente, die einen erfolgreicher machen. Unternehmertum zu studieren birgt dann die Chance, ein besserer Gründer zu werden.

Die Universität fördert doch das Gegenteil dessen, was ein Gründer braucht. Sie fördert Biologie und Kugeln, Scheitern ist verboten. Verstehen Sie, dass manche Gründer über Gründerlehrstühle die Nase rümpfen?

Ich verstehe die Skepsis – aber sie ist nicht wirklich berechtigt. Wenn man ein Ökosystem für Gründer schaffen will, gibt es unterschiedliche Institutionen mit unterschiedlichen Aufgaben. Wir brauchen eine Einrichtung, welche die Studierenden erst einmal mit dem Gedanken vertraut macht, dass sie als Gründer Karriere machen können. Oder dass es auch toll sein kann, als Angestellter in einem Gründungsunternehmen zu arbeiten. Das können wir definitiv leisten. Und auch die etablierten Unternehmen brauchen Angestellte, die sich unternehmerisch engagieren und etwas bewegen wollen.

Was unterscheidet Ihren Ansatz von der üblichen Betriebswirtschaftslehre? Traditionell war die betriebswirtschaftliche Ausbildung darauf ausgerichtet, dass man einmal in einem etablierten Unternehmen arbeiten würde. Die ganzen neuen Firmen fielen irgendwie vom Himmel. Die Betriebswirtschaftslehre hat sich nicht mit ihnen beschäftigt. Das tun wir nun. Denn ein junges Unternehmen ist nicht einfach die kleinere Version eines großen Unternehmens – da gelten ganz eigene Gesetze, und diese erforschen und lehren wir.

Was ist der Antrieb für Ihre Studierenden? Sie suchen Unabhängigkeit. Sie haben den

Gedanken, vielleicht einmal selbst etwas zu machen, selbst Verantwortung zu übernehmen. Das sind Leute, die sich nicht einfach nur irgendwo einfügen wollen.

Wie konkret sind deren Gründerideen? Manche Studierende suchen nach Inspiration. Andere wollen mit einem konkreten Projekt anfangen. Und wieder andere haben schon den ersten Prototyp in der Tasche und fragen, wie man ihnen dabei helfen kann, die eine oder andere Tür zu öffnen. Was Netzwerke brauchen die Studierenden die Uni übrigens nicht. Das tun sie schon selbst, etwa über eine studentische Initiative namens Start-up Hohenheim. Man kann Impulse geben – aber sie laufen selbst los. So muss das auch sein.

Warum merken Sie, ob Studenten das Zeug zum Gründer haben? Ich rate eigentlich nie jemandem ab. Studierende haben eine gute Ausgangssituation. Sie können sich für ein Projekt Zeit nehmen. Ich finde es gut, wenn man sich ausprobieren – und dafür vielleicht ein halbes Jahr länger studiert. Das schadet nichts, und man kann viel lernen, selbst wenn es nicht klappt. Was man aber auch nicht, sind Typen, die von ihrer eigenen Kreativität begeistert sind – und dann nichts umsetzen. Sie haben einen netten Abend gehabt, ein paar Ideen durch den Raum geworfen, und sagen nun: Man müsste mal... Solche Leute sind sich nicht klar darüber, dass ein Unternehmen auch Arbeit bedeutet. Die lassen das Ganze schmelzen wieder fallen, wenn sie merken, dass der kreative Funke nicht reicht.

Aber kann ein Professor von seiner gesicherten Position aus ein Vorbild sein? Das mit dem Vorbildfunktion ist schon ein Punkt. Deswegen holen wir auch viele Mentor-Vorbilder in die Uni herein. Die ermöglichen es den Studierenden, ins Gründerleben hineinzuerschmecken. Ein Hochschullehrer ist dabei eher ein Wegweiser als einer, der den Weg selbst geht. Um etwas zu machen, muss man nicht unbedingt selbst ein Unternehmen erfolgreich gemacht haben. Als in den neunziger Jahren die ersten Gründerlehrstühle etabliert wurden, gab es noch niemanden, der sich akademisch dafür qualifiziert hatte. Man hat also erfolgreiche Gründer auf diese Lehrstühle gesetzt. Aber das waren Leute, die zu einer bestimmten Zeit, die oft lang her, Erfahrungen gesammelt hatten – und die dann nette Anekdoten aus ihrer

Geschichte gelehrt haben. Das reicht aber nicht und deswegen forschen wir ja zu dem Thema, um Substanz zu erarbeiten. Erfolgreiche Unternehmer gehören natürlich an die Uni – aber als Redner oder Gastdozenten, als Sponsoringpartner für die Studierenden. Als Professoren wären sie überfordert. Andererseits darf man von einem Gründungsprofessor nicht erwarten, dass er in Forschung und Didaktik brilliert und gleichzeitig Bill Gates ist. Ein Gründungsprofessor ist in diesem Sinne kein Vorbild, sondern Mittler und Türöffner.

Was haben Sie seit dem Wiederaufbau des Gründungslehrstuhls in Hohenheim im Jahr 2012 erreicht? Ich war seit 2012 erst einmal mein eigenes inneruniversitäres Start-up. Wir haben die Pflicht in Lehre und Forschung abgehakt und können nun über die Kur nachhaken. Das nächste Ziel ist es, verstärkt den Transfer von Unternehmen aus der Uni heraus anzupacken. Es gab eine Zeit, da wurde in Hohenheim sehr viel in den Bereich Ausgründungen investiert. Bis 2008 haben wir mit einem Gründungslehrstuhl deutschlandweit geglättet. Dann ging der Kollege nach Sankt Gallen in die Schweiz, und das Pendel schlug zurück. Vier Jahre war das Thema eher Nebensache. Nun müssen wir das Pendel wieder zurückholen. Wir wollen uns in Hohenheim auf die Bioökonomie konzentrieren – etwa der Frage nachgehen, wie wir die Abhängigkeit der Wirtschaft von fossilen Brennstoffen überwinden können. Daraus ergeben sich viele Probleme, und die kann man unternehmerisch lösen. Wir wollen, dass Gründer in diesem Bereich Hohenheim als ihren Anlaufpunkt sehen, wo sie die beste Beratung bekommen und es dafür ein Ökosystem gibt. Aber natürlich unterstützen wir jede mögliche Gründung. Dazu gibt es auch Kooperationen, etwa mit dem Technologiezentrum der Uni Stuttgart.

Warum blicken aus der Universität kommende Gründer oft zu sehr auf die Technologie und zu wenig auf den Markt? Ich glaube nicht, dass das allein ein universitäres Problem ist. Wir greifen das in der Lehre auf. Da hat sich in den letzten Jahren einiges geändert. Einst galt es, sich hinzusetzen und einen Geschäftsplan zu schreiben. Man sollte lange im stillen Kämmerlein bleiben und an der Idee schraubern – irgendwann mit dem Produkt herauskommen. Bis man dann feststellte: das will keiner. Im Geschäftsplan kann man sich noch so schön reich rechnen, am Ende entscheidet der Markt. Heute heißt es, mit den Ideen sofort herauszuwachen, mit möglichst vielen Menschen sprechen, die womöglich ein Interesse am Projekt haben könnten – und dann im Austausch mit ihnen die Idee

weiterentwickeln. Dann wundert man sich nicht Ende, dass man ein Unternehmen aufgebaut hat, das komplett anders ist als ursprünglich gedacht. Dafür aber erfolgreich.

Politiker klopfen sich auf die Schulter, wenn sie einen neuen Fördertrüffel aufgemacht haben. Aber adressiert dies das Kernproblem? In Deutschland brauchen wir eher einen Kulturwandel. Fördermittel erwecken den Eindruck, dass etwas getan wurde. Aber das größte Problem ist doch, dass wir eine Kultur haben, die einerseits nicht mit Fehlern, aber auch nicht mit Gewinnern umgehen kann. Unsere Fraunhofer-Institute beispielsweise produzieren für sich genommen genügend Ausgründungen. Aber wir haben Probleme, diese Dinge zum Wachsen zu bringen. Da landen sie bei Firmen mit 30 bis 100 Mitarbeitern. Die Gründer sind zufrieden – aber niemand will so richtig gewinnen. Es geht nicht darum, jede Menge kleiner Gründungen zu produzieren. Aus einer dieser vielen Gründungen sollte auch einmal etwas wirklich Großes entstehen – ein neues SAP, ein neuer Daimler.

Und was können die Hochschulen leisten? Ich bin gegen eine Massenideologie, die uns nur daran misst, wie viele Start-ups wir anschieben. Natürlich liegt in den Universitäten zurzeit ein unglaublicher Wissensschatz brach, der nicht gehoben wird, insbesondere in den naturwissenschaftlich-technischen Fakultäten, wo aus Forschungsergebnissen viele Dinge hervorgehen, die nicht kommerziell verwertet werden. Da muss man etwas tun. Aber dabei geht es um bessere und nicht um mehr Gründungen. Und deswegen braucht auch nicht, jede Uni einen Start-up-Inkubator. Ich kenne einen Venture-Kapitalgeber, der sich vor den Toren einer mittelgroßen deutschen Universität ansiedelte und dachte, die Gründer laufen sowas an ihm vorbei, und das füllt sein Portfolio. Der hat schnell gemerkt, dass eine Uni dafür nicht reicht. Man muss breiter aktiv werden. Wenn eine Hochschule eine solche Dimension hat wie das Karlsruher Institut für Technologie, dann ist das natürlich anders. Aber die haben so viele Wissenschaftler wie wir Studierende. Kleine und mittlere Standorte müssen kooperieren, um erfolgreich zu sein.

Denken wir in Deutschland zu provinziell? Jedes Bundesland fördert sein eigenes Start-up-Melko. Das ist der Nachteil der föderalen Struktur. Es gab ja auch Zeiten, da wollte jeder Bürgermeister einen Inkubator in seinem Gewerbegebiet stehen haben. Ich will Leute, die etwas machen wollen, nicht ausbauen. Aber wenn etwas herauskommen soll, was die Welt und die Märkte wirklich verändert, dann wird das aus den

Metropolregionen kommen, zu denen man Stuttgart glücklicherweise auch zählen kann. Dort gibt es die Möglichkeiten zur Zusammenarbeit, und umso mehr kann entstehen.

Bräuen wir also mehr Gründerlehrstühle oder nicht eher eine bessere Vernetzung? Der Gedanke, dass Gründen eine Karriereoption ist, muss in den Kopf eines jeden Studierenden. Und Studierende erwarten heute auch ein entsprechendes Angebot. Jede Hochschule braucht jemanden, der sich mit dem Thema auseinandersetzt. Aber wenn es um die großen Ideen geht, brauchen wir in Deutschland in der Tat mehr Vernetzung.

Was kann die Region tun? Was sind die besonderen Stärken der Region Stuttgart und von Baden-Württemberg? Ganz Deutschland schaut auf Amerika und ärgert sich, dass wir nicht das Silicon Valley haben. Der Rest Deutschlands schaut auf Berlin und ärgert sich, dass man nicht Berlin ist. Aber müssen wir wie das Silicon Valley oder wie Berlin werden? Das ist entweder nicht zu leisten, oder man muss es gar nicht wollen. Die Besonderheit ist aber erfolgreiche, mittelständische Wirtschaft, die aber lernen muss, langfristiger zu denken und Schnittstellen zur Zusammenarbeit mit jungen Unternehmen zu schaffen. Sie muss sich für junge Kreisläufe mehr öffnen. Das läuft mir im Moment noch zu langsam. Unternehmensgründer lässt man zu oft am langen Arm verhungern.

Und was haben Sie in Hohenheim zu bieten? Neben exzellenter Lehre und Ausbildung bin ich offen für jeden, der hier an der Uni hereinkommen und seine Erfahrungen teilen will. Wir laden zum Beispiel Unternehmen und reale Start-ups ein. Sie bekommen ein studentisches Beratungsteam zur Seite gestellt, das konkrete Probleme für sie lösen soll. Dazu kommt ein Mentor aus einem mittelständischen Unternehmen. Wir gehen von den Themen unserer aktuellen Start-ups aus und sprechen dann Firmen an. Alle Beteiligten profitieren.

ANDREAS KUCKERTZ **Wendegang** Andreas Kuckertz (42) hat schon während seines Studiums die Brücke zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Weltanschauungen. Sein Studium der Kommunikations- und Medienwissenschaft in Marburg und Leipzig kombinierte er mit den Fächern Betriebswirtschaft und Philosophie. Bereits im Rahmen seiner

Das Gespräch führte Andreas Geldner.



„Wir brauchen eine Einrichtung, welche die Studierenden erst einmal mit dem Gedanken vertraut macht, dass sie als Gründer Karriere machen können.“



„Ich finde es gut, wenn man sich ausprobieren – und dafür vielleicht ein halbes Jahr länger studieren.“



„Wenn es um die großen Ideen geht, brauchen wir in Deutschland mehr Vernetzung.“

Foto: Lichtgut/Leif Pöschel

Promotion an der Universität Duisburg-Essen wandte er sich einem zentralen Thema für Unternehmensgründer zu: der sogenannten Venture-Kapital-Finanzierung.

Gründungsexperte Auch Kuckertz: 2011 abgeschlossene Habilitation befasste sich mit dem Gründungsprozess innovativer Unternehmen. Im Jahr

2012 wurde er an den Lehrstuhl für Unternehmensgründungen und Unternehmertum an der Universität Hohenheim berufen. Kuckertz ist zudem Präsidentsmitglied des Förderkreises Gründungsforschung, in dem sich Dozenten und Professoren der Gründerlehre im deutschsprachigen Raum zusammengeschlossen haben. oge